

15. Sonntag Lesejahr C / 9.+10. Juli 2022

Evangelium: Lukas 10,25-37

Der Priester geht weiter. Der Levit geht weiter. Die gerade aus Jerusalem kommen, vom Tempel, vom Gottesdienst – so wie wir in einer halben Stunde.

Liebe Schwestern und Brüder!

Das heutige Evangelium vom Barmherzigen Samariter ist ein Klassiker, weit über den Kreis der Gläubigen hinaus ein Begriff. (Denken wir an die Fahrzeuge vom „Arbeiter-Samariterbund“.) Aber gerade die Gläubigen sollte es besonders nachdenklich machen: Der Priester geht weiter. Der Levit geht weiter. Der Pfarrer, der Pastoralreferent: diejenigen, die ein Amt bekleiden. Die vielleicht eine Vorbildfunktion haben oder sie haben *sollten*.

Das Gleichnis hat eine kritische Spitze nicht nur gegen die Hauptamtlichen, sondern gegen uns alle, die wir zum Gottesdienst kommen und in den Alltag zurückkehren. Vielleicht sind auch *wir* so sehr mit uns und unseren Befindlichkeiten und den „anstehenden Herausforderungen“ befasst und grübeln oder diskutieren – dass wir gedankenlos an den wirklichen Themen vorüberereilen. Oder wir sind durch die Ereignisse in Kirche und Gesellschaft derart niedergeschlagen und desillusioniert, dass wir nur noch „schwarz“ sehen und die Frage vergessen: Haben wir im Blick, worauf es ankommt? Oder sind wir blind, verblendet, mit den Augen und den Gedanken woanders? Oder nur bei mir selbst?

Das heutige Evangelium handelt von der Aufmerksamkeit. Es geht um ein „Sehen“ – das mehr ist als ein „Hingucken“. Das Evangelium spricht vom „Sehen“. Dreimal kommt das Wort „sehen“ vor: „Er sah ihn ...“. Aber es ist ein verschiedenes Sehen. Vom Priester und vom Leviten heißt es: „Er sah ihn und ging weiter“. Der Mann aus Samaria aber „sah ihn und hatte Mitleid“. Er sah ihn, der unter die Räuber gefallen war, und half. Im Fall des Priesters und des Leviten war das Sehen ein bloßes Registrieren: Wie ein flüchtiges Checken der Mails, ein Überfliegen der Schlagzeilen. Ein solches Sehen hatte

keine Folgen. Im Fall des Samariters weckt das Sehen Mitgefühl und helfende Tat. Er fühlt sich aufgefordert, etwas zu tun.

Vielleicht haben die beiden anderen gemeint, sie hätten keine Zeit. Vielleicht war ihnen die Sache auch zu gefährlich. Nur keine Scherereien! Was geht das mich an? Ich mische mich da nicht ein! Was können wir schon tun? Es wird schon jemand kommen, der dafür zuständig ist! Das wird schon alles seine Richtigkeit haben ...

Und wenn nicht? Wenn wir abstumpfen und wir am Ende nur noch unsere Ruhe haben („nicht polarisieren“) wollen – etwa angesichts der Tatsache,

- ... dass die Lösung der großen globalen ökologischen Konflikte kaum zu bewerkstelligen ist ohne unser persönliches Mittun und wohl auch nicht ohne die eine oder andere Einschränkung;
- ... dass an den EU-Außengrenzen jährlich Tausende Geflüchtete umkommen und die Sicherheits- und Versorgungslage in diesen Monaten in unzähligen Ländern dramatische Züge annimmt;
- ... dass die Zerstörung des ungeborenen Lebens als ein „Menschenrecht“ in die EU-Charta der Grundrechte aufgenommen werden soll – wie diese Woche im Europa-Parlament beschlossen;
- ... dass in jüngerer Zeit völlig zu Recht eine „Kultur des Hinsehens“ gefordert wird – angesichts so vieler Fälle von häuslicher Gewalt, nicht zuletzt in Corona-Zeiten?

Klar, denkt mancher jetzt, es ist leicht, mit ein paar Stichworten die großen Themen aufzurufen. Nach dem Motto: „Und dann ging er weiter ...“ Ja, es stimmt: Wir können nicht überall die Welt retten. Aber wir sollten, gerade *weil* wir heute einen so umfassenden Zugang zu Medien und Meldungen haben, auch nicht abstumpfen, nicht schönreden, nicht wegschauen. Das menschliche Mitgefühl ist uns nicht angeboren – es will eingeübt und kultiviert werden, ein

Leben lang. Mitgefühl ergibt sich nicht „irgendwie“, sondern will immer wieder „trainiert“ werden, muss mit den Mitmenschen gemeinsam ins Wort gebracht werden. Wie es der Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer, nach dem ja bei uns in Dülmen eine Straße (eine Seitenstraße vom Kreuzweg) benannt ist, einmal formuliert hat:

„Ich bin Leben, das leben will,
inmitten von Leben, das Leben will.“

Wenn das Leben „unter die Räuber“ fällt oder „unter die Räder“ kommt, dann soll man sich nicht wegducken – auch wenn es im eigenen Bekanntenkreis in der Regel immer die anderen sind, die das große Wort führen und alles immer gleich erklären können und klein reden. Aber gerade im eigenen Umfeld gibt es auch „Verunglückte“, also „Unglückliche“: den Nachbarn, der schon lange krank ist; den Arbeitskollegen, dessen Familie großes Leid getroffen hat; vielleicht sogar Menschen in der eigenen Familie: den Mann, die Frau, die Kinder, die Oma. „Sehen“ wir, dass es ihnen nicht gut geht? Fühlen wir uns angesprochen? Tun wir etwas?

„Er sah ihn und ging vorüber!“ Unzählige Male wiederholt sich das heute. Menschen leben nebeneinander her; Soziologen warnen vor einer Segmentierung der Gesellschaft: mein „Ding“, meine Bedürfnisse, meine WhatsApp-Community ... Wir sehen Leid und Not, *aber wir fühlen uns nicht angesprochen*. – Wer die Augen aufmacht, stößt immer wieder auf Menschen, die Hilfe brauchen. Wir brauchen sie gar nicht aufzusuchen. Sie werden uns sozusagen unvermutet vor die Füße gelegt. Immer wieder stehen wir vor der Frage: Geht mich das etwas an? Warum gerade mich? Muss ich etwas tun? Was muss ich tun?

Wir müssen und können keine Helden werden. Wir sind auch nicht für alles und jeden zuständig. Wir sind ermutigt zu dem, was der Kleine Prinz sagt:

„Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche bleibt dem Auge unsichtbar.“

Amen.